

"Meine Frau und ich erlebten die Hölle auf Erden"

Autor(en): **Baumgartner, Josef / Kläusler-Senn, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **38 (2012)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-800429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Meine Frau und ich erlebten die Hölle auf Erden»

Josef Baumgartner ist selbst Vater eines drogenabhängigen Sohnes und Präsident des Verbands der Eltern und Angehörigenvereinigung Drogenabhängiger VEVDJA. Aus eigener Erfahrung weiss er, dass Angehörige Drogenabhängiger massiven Belastungen ausgesetzt sind und leiden. Der VEVDJA setzt sich dafür ein, dass Angehörige nicht mit Schuldzuweisungen belastet und marginalisiert werden. Neben Selbsthilfegruppen brauchen sie Fachleute, die ihnen unvoreingenommen begegnen und ihre Sorgen und Ängste Ernst nehmen.

Interview mit Josef Baumgartner

Präsident des Verbands der Eltern und Angehörigenvereinigungen Drogenabhängiger VEVDJA, Postfach 8558, CH-3001 Bern, josef.baumgartner@vevdaj.ch, www.vevdaj.ch

Das Interview führte Charlotte Kläusler-Senn.

Sie präsidieren den Verband der Eltern und Angehörigenvereinigung Drogenabhängiger VEVDJA. Sagen Sie uns bitte kurz, für was sich Ihr Verband einsetzt.

Der VEVDJA ist der Dachverband der lokalen und regionalen Selbsthilfegruppen betroffener Eltern und Angehörigen. Wir koordinieren die Zusammenarbeit der verschiedenen Gruppen, informieren und vernetzen sie und vertreten ihre Interessen in der Öffentlichkeit, bei Fachstellen, Institutionen und Behörden. In diesem Zusammenhang arbeiten wir auch in der NAS (Nationale Arbeitsgemeinschaft Suchtpolitik) und in der EFDU (European Alliance of Acceptance-Oriented Families of Drug Users) mit. Gleichzeitig bilden wir die LeiterInnen dieser Selbsthilfegruppen aus und führen jährlich eine Netzwerktagung durch. Wir setzen uns aber vor allem dafür ein, dass Menschen welche illegalisierte Drogen konsumieren, nicht kriminalisiert werden (Straffreiheit des Konsums) und wie andere Menschen mit suchtbedingten Störungen ärztlich und sozial betreut werden. Wir möchten, dass ihre Menschenwürde geachtet wird und wir Eltern und Angehörigen nicht mit Schuldzuweisungen belastet und marginalisiert werden.

Was hat sich aus Ihrer Sicht für die Angehörigen von drogenabhängigen Menschen in den letzten 20 Jahren verändert?

In den 80er und 90er Jahren herrschte eine höchst unmenschliche und äusserst repressive Drogenpolitik. Die Suchtkranken wurden verfolgt und schikaniert. Selbst sauberes Spritzenmaterial wurde ihnen verweigert. In der Schweiz stieg die Zahl der Heroinabhängigen damals auf weit über 30'000 Personen und jährlich starben über 500 meist junge Menschen an den Folgen der Suchtkrankheit. Es gab offene Drogenszenen und die Kriminalität nahm ein erschreckendes Ausmass an. Viele Suchtkranke verelendeten im wahrsten Sinn des Wortes. Gleichzeitig stieg die Zahl der HIV- und Hepatitisinfektionen massiv an. Auch wir Eltern litten entsetzlich unter dieser dramatischen Situation. Damals wurden wir von Fachleuten, Institutionen und der Öffentlichkeit aber

kaum wahrgenommen und wenn doch, mit Schuldzuweisungen überhäuft.

Mit der Einführung der Methadonsubstitution und später auch der Heroinsubstitution änderte sich die Situation grundlegend. Die Kriminalität sank, es gab sehr viel weniger Drogentote und der Zustand der Suchtkranken verbesserte sich gewaltig. Für uns Eltern eine grosse Erleichterung und Entlastung. Trotzdem haben wir immer noch viele Probleme und «Baustellen». In einzelnen Heroinabgabe-Einrichtungen werden die Suchtkranken «diszipliniert», bzw. nicht wie erwachsene Menschen behandelt oder ihre Menschenwürde wird nicht respektiert. In vielen Kantonen und Regionen gibt es immer noch keine Heroinsubstitution oder es werden nur minimalste Strukturen bereitgestellt. Viele Gemeinden fordern – trotz anderslautenden Bundesgerichtsentscheidungen¹ – weiterhin Geld von den Angehörigen der Suchtkranken (Verwandtenunterstützungspflicht). Auch der Wiedereinstieg von therapierten Menschen gestaltet sich äusserst schwierig. Während Firmen, die in Konkurs gehen, ohne Schulden wieder neu beginnen können, schleppen Suchtkranke ihre Schulden ein ganzes Leben lang mit und scheitern oft an unseren (zu) wirtschaftsfreundlichen Gesetzen. Und nicht zuletzt wird die immer noch bestehende Suchtproblematik von der Gesellschaft nicht mehr wahrgenommen; es gilt hier: «Aus den Augen, aus dem Sinn.» Insgesamt hat sich die Situation aber deutlich verbessert und es herrschen völlig andere Zustände als vor 20 Jahren. Mit dem 4-Säulenmodell des Bundesrates und der Revision des Betäubungsmittelgesetzes wurde sehr viel erreicht.

Wurden die Schuldzuweisungen insbesondere Eltern Drogenabhängiger gegenüber in der Zwischenzeit weniger?

Es gibt heute deutlich weniger Schuldzuweisungen. Die Medienberichte im Zusammenhang mit den offenen Drogenszenen und der drogenpolitischen Abstimmung haben hier sicher zu einem Umdenken geführt. Die meisten Menschen wissen inzwischen, dass es Suchtprobleme in vielen Familien gibt und diese verschiedene Ursachen haben können. Oder auch, dass es Jeden und Jede treffen kann. Trotzdem gibt es auch heute noch Schuldzuweisungen und schmerzhaft kommentare. So hat mich bspw. 2008, nach einer TV-Sendung, ein bekannter Nationalrat persönlich angeschrieben und gemeint, ich sollte mich für das Drogenproblem in meiner Familie schämen und nicht mehr in der Öffentlichkeit damit auftreten. Viele Eltern und Angehörige von



Drogenabhängigen fühlen sich auch von Fachleuten nicht ernst genommen. Aussenstehende können die Sorgen und Nöte der Angehörigen oft nicht verstehen. Zudem werden wir zu gerne als Co-Abhängige bezeichnet, obwohl dies bei genauer Betrachtung meist nicht stimmt.

Was bedeutet ein Kind, das drogenabhängig ist für die Eltern?

Eltern mit drogenabhängigen Kindern leiden massiv. Sie ziehen sich häufig zurück, meiden Kontakte zu Bekannten und Verwandten, fühlen sich beobachtet und ausgestellt. Es kommt oft zu schweren gesundheitlichen Störungen, zu Beziehungsproblemen und Schwierigkeiten am Arbeitsplatz. Dazu gesellen sich auch finanzielle Sorgen. Viele Gemeinden versuchen, unter dem Titel «Verwandtenunterstützungspflicht» Geld von den Eltern und Angehörigen einzutreiben. Dabei geht es oft um sehr hohe Beträge, die in kürzester Zeit bezahlt werden müssen. Und auch nach jahrelangen Therapien und der Mitwirkung in Selbsthilfegruppen bleiben seelische Wunden zurück. Es braucht meist nur wenig, dass betroffene Angehörige wieder aus dem Gleichgewicht geworfen werden. Und alles, was mit den Drogenabhängigen geschieht, hat immer auch Auswirkungen auf die betroffenen Eltern und Angehörigen. Ich habe diese Belastungen in einem Brief einmal so umschrieben: «Meine Frau und ich erlebten die Hölle auf Erden.»

Was hilft Angehörigen aus Ihrer Sicht?

Für die Angehörigen ist es wichtig, dass sie mit ihren Ängsten und Sorgen ernst genommen werden. Dann hilft sicher eine professionelle Beratung. Dies genügt aber meist nicht. Aus diesem Grund empfehlen wir die Mitwirkung in einer Selbsthilfegruppe, also die «Hilfe zur Selbsthilfe». In solchen Gruppen werden alle Themen und Probleme besprochen, welche Eltern und Angehörige von Drogenabhängigen betreffen. So können eigene Erfahrungen ausgetauscht und akute Belastungssituationen – wie z.B. beim Tod eines Drogenabhängigen – gemeinsam aufgefangen werden. Allein das Wissen, nicht mehr allein mit seinen Sorgen und Nöten zu sein, oder zu erfahren, dass es vielen anderen genau gleich geht, hilft enorm. Für die Angehörigen ist es aber ebenso wichtig, dass Drogenabhängige nicht von der Polizei schikaniert werden und dass sie von den Fachleuten im Suchtbereich jederzeit als vollwertige Menschen behandelt werden. Es geht letztlich um ihre Menschenwürde, die wir jederzeit und überall respektiert haben wollen. Denn, leiden die Drogenabhängigen, leiden auch die Angehörigen. Hilfreich wäre auch eine gesamtschweizerisch gültige Sozialgesetzgebung. Die unterschiedliche Behandlung der Süchtigen in den einzelnen Kantonen ist und bleibt ein grosses Problem – auch für die Angehörigen.

Welche Erfahrungen machen Angehörige mit Professionellen der Suchthilfe früher und heute?

Die Situation hat sich hier stark verbessert. Vor 25 Jahren gab es zu wenig Fachleute, dafür unzählige Therapieformen und Einrichtungen. Die ersten Anlauf- und Beratungsstellen waren oft überfordert und konnten nicht im gewünschten Umfang auf die Bedürfnisse der Angehörigen eingehen. Heute werden betroffene Angehörige meist sehr gut beraten und begleitet. Es wird aber weniger unternommen, um neue Selbsthilfegruppen zu bilden oder die Angehörigen in bestehende Gruppen zu integrieren. Etwas Mühe macht uns Eltern und Angehörigen auch der von einzelnen Fachleuten etwas leichtfertig verwendete Begriff der «Co-Abhängigkeit». Die Sorge und der Einsatz für ein suchtkrankes Kind oder eineN suchtkrankeN PartnerIn wirken kaum suchterhaltend oder suchterhaltend, sondern entsprechen viel mehr der ganz

natürlichen Hilfe und Unterstützung, die wir auch für kranke oder behinderte Kinder oder betagte Eltern leisten. Das Etikett «Co-Abhängigkeit» wird darum von vielen Betroffenen – berechtigterweise – als diskriminierend und stigmatisierend empfunden. Oder wie es eine selbst betroffene Fachfrau einmal bei einem Vortrag vor Sozialarbeitenden erwähnte: Wir Fachleute verlieren, wenn etwas schief geht, nur eine Klientin oder einen Klienten, die Eltern aber einen Sohn oder eine Tochter!

Welche Unterstützungsangebote seitens der Professionellen brauchen Angehörige?

Diese Frage ist schwer zu beantworten. Generell wünschten wir uns, dass Fachleute unvoreingenommen mit betroffenen Angehörigen umgehen und deren Sorgen und Nöte wirklich ernst nehmen. Eine Schwierigkeit für uns Angehörige ist, dass Fachstellen meist nur während der Büroöffnungszeiten zur Verfügung stehen. Gerade an Wochenenden oder über Feiertage erhalten wir jedenfalls vermehrt Anfragen und Hilfesuche. Wünschbar wäre darum eine Liste von Kriseninterventionszentren, welche sich rund um die Uhr auch Angehörigen in Notsituationen annehmen. Auch hier geht es also um eine bessere Vernetzung.

Stellen Sie Unterschiede fest in der Konzeption resp. Auffassung von Drogenabhängigkeit und Therapie zwischen Angehörigen und Professionellen? Wenn ja, können sie diese Unterschiede beschreiben.

Für Angehörige ist das Suchtverhalten immer eine höchst individuelle Angelegenheit. Es fehlt zudem meist das Wissen um den Verlauf einer Drogensucht, die Art und Dauer der möglichen Therapien, sowie die Erfolgsaussichten. Die Fachleute haben hingegen Erfahrungen mit vielen KlientInnen, kennen die Verhaltensmuster der Süchtigen sowie die Vor- und Nachteile der einen oder anderen Behandlung. Angehörige «wachsen» erst nach und nach in die Thematik hinein, wissen aber später aus persönlicher Erfahrung recht viel über die Suchtkrankheit. Zudem streben Eltern und Angehörige natürlich eine schnelle und vor allem dauerhafte «Heilung» an. Und leiden dann bei jedem Rückschlag und jedem Absturz entsprechend stark. Darum ist professionelle Hilfe auch für die Angehörigen sehr wichtig.

Der «dauerhaften Heilung» steht ja von Professionellen eher die Auffassung von Drogenabhängigkeit als häufig «chronisch verlaufender Störung» gegenüber, der mit Ansätzen der Schadensminderung begegnet wird. Was löst das bei Angehörigen von drogenabhängigen Menschen aus?

Gerade dieser Aspekt bereitet vielen Angehörigen von Drogenabhängigen besondere Probleme. Es fällt ihnen schwer, die Abhängigkeit als chronische Krankheit zu akzeptieren und die damit verbundenen «Ups and Downs» zu begreifen. Es schmerzt und macht hilflos, dass keine schnelle und dauerhafte «Heilung» möglich ist. Darum wehren sich Angehörige anfänglich auch oft gegen die Substitutionsprogramme und suchen trotz diversen Misserfolgen nach weiteren, oft sogar fraglichen Therapiemöglichkeiten. Darum ist es besonders wichtig, dass Fachleute die Angehörigen begleiten und die Selbsthilfegruppen in ihrer Arbeit fachlich unterstützen.

Ganz herzlichen Dank für das offene Gespräch. Ihnen und Ihrem Verein wünschen wir alles Gute. ●

Endnoten

- 1 Bundesgerichtsentscheide der II. Zivilabteilung 5C.299/2006 einsehbar unter www.tinyurl.com/d3ghrk8 und 5A.56/2007 und www.tinyurl.com/8972oca.